

= Kapitel 27 =

Der phönizische Diamant.

Am 2. August krochen vorschriftsmäßig die kleinen Schildkröten aus, in ungezählten Legionen, wir stellten mit einigen jene schon früher erwähnten Experimente an, machten andere interessante Beobachtungen, gleich darauf begann das Wasser zu steigen, und am anderen Tage in der neunten Morgenstunde wurde unser Schiff von der Flut gehoben, die freilich jetzt auch über uns vom Himmel in Strömen herabgoß.

Unsere Sandbank hatte für zehn Monate zu existieren aufgehört. Daß sie aber nach dieser Zeit wieder uns gehörte, dafür hatten wir gesorgt. Hierüber hatte uns Sennor Estrada belehrt. Einfach einen abgerindeten Baumstamm im Sande aufrecht eingegraben, so daß er jetzt vom Wasser umspült wurde, und oben darauf ein Zeichen gemacht. Wir hatten das Wort „Argos“ eingeschnitten.

Wer eine von Menschen noch unbenutzte Brutinsel oder Brutbank findet und er hinterläßt ein solches Zeichen, kann beweisen, daß er es selbst eingeschnitten hat, dem gehört auch fernerhin diese Brutstelle der Schildkröten, so weit sie sich auch erstreckt.

Allerdings kann ein einzelner nicht gleich das ganze Gebiet beanspruchen, er hat nur ein Vorrecht darauf. Ihm selbst als einzelne Person, gehört nur ein Terrain von 400 Quadratmetern, das er auszubeuten vermag, nämlich ein Streifen von zehn Metern Breite, und die Schildkröten legen also ihre Eier immer 40 Meter am Ufer hinauf.

Aber er kann dann zur Brutzeit mitbringen, wen er will, alle seine Begleiter müssen als Besitzer der Brutstelle anerkannt werden. Also kann er schon vorher durch Preisgabe seines Geheimnisses Kapital daraus schlagen.

Haben auch andere die Brutstelle gefunden, sie respektieren das Zeichen nicht, sie wollen nicht weichen, dann kommt es zum Kampfe auf Leben und Tod, und das brasilianische Gesetz spricht den Besitzer und seine Begleiter frei von Mord, sie haben eben überhaupt in ihrem Rechte gehandelt, dürfen gegen jene anderen mit Waffengewalt vorgehen, sie eventuell töten. Dieses Gesetz besteht, seitdem die Portugiesen in Brasilien herrschen, obgleich es niemals geschrieben worden ist. Es ist überhaupt erst von den Indianern übernommen worden.

Sucht der erste Finder die Brutstelle einmal nicht auf, dann allerdings verliert er sein Eigentumsrecht daran.

Für uns sollte alles dies noch von größter Bedeutung werden, deshalb habe ich es hier so ausführlich wiedergegeben. Denn daß wir diese Sandbank später wieder einmal besuchten, das war ja, wenn es das Schicksal nicht anders wollte, ganz zweifellos, obgleich es uns ganz angenehm war, als wir jetzt den Anker aus dem Grund hieven konnten. Schön, herrlich, köstlich waren ja diese sieben

Wochen gewesen, aber—schließlich waren wir doch Seeleute und keine Sägeabgüsse.

So traten wir die Rückfahrt an. Diesmal machte uns Sennor Estrada bei jeder Biegung auf einen besonders merkwürdig gestalteten Baum aufmerksam, der einen Namen bekam und mit seiner Kennzeichnung auf einem Papier vermerkt wurde, dazu die Kompaßbestimmung—auf diese Weise entstand eine Karte, nach der wir uns wann immer zurückfinden konnten.

Sennor Estrada hatte gesagt, daß er uns diese Kennzeichen erst auf der Rückfahrt geben würde. Da hatte er auch ganz recht. Aber weshalb, das vermag ich hier nicht zu definieren, höchstens kann ich daran erinnern, daß man, wenn man durch eine solche Gegend kommt, und man will sich zurückfinden, sich immer einmal irren kann, sonst findet man immer dann den Rückweg nicht.

[*Passage unleserlich*]

Fort war er!

So war der Abschied gewesen.

Da gab es nun nichts mehr dran zu ändern.

„So ein kurioser Kauz!“ staunte die Patronin, als sie endlich glaubte, daß er wirklich gegangen war.

Na inwiefern denn kurios? Im Gegenteil, dieser Abschied imponierte mir. Was sollte er denn erst noch viel quasseln? Er hatte sein Versprechen eingelöst—basta, nun war er mit höflichem Gruße davongegangen, der stolze Spanier, mit dem wir länger als vier Monate zusammengewesen waren, ohne auch nur die Innenseite seines Mantels gesehen zu haben. Ob er unter diesem Hosen oder was sonst trug, das war für uns immer noch ein Rätsel. Übrigens hatte ich auch gar kein Verlangen darnach, diese unteren Kleidungsstücke zu sehen, am wenigsten sein Hemd, falls er wirklich ein solches an hatte; denn das mußte dann wohl dasjenige der Königin Isabella, die ja auch seine Landsmännin war, weit übertreffen.

Der geneigte Leser weiß doch, was ich hiermit meine? Nicht?

Jedenfalls aber weiß er doch, was Isabellenpferde sind. Eine gelbe Spielart mit weißen Hufen und roten Augen. Es sind die Albinos, die Kakerlaks unter den Pferden, den weißen Mäusen entsprechend. Isabellenfarbe nennt man aber überhaupt eine bräunlich- bis weißlichgelbe Farbe, etwa dem Milchkaffee entsprechend.

Wie kommt diese Farbe zu dem Namen?

Ich habe von einer Königin Isabella gesprochen. Das stimmt nicht ganz. Es war die spanische Prinzessin Isabella, die Tochter Philipps II., die Gemahlin des Erzherzogs Albrecht von Österreich, welcher im Jahre 1601 Ostende belagerte, wobei seine Gattin feste mitmachte, sogar das Oberkommando dabei führte.

Als nun Ostende nicht so schnell fallen wollte, da tat die energische Isabella einen fürchterlichen Schwur:

„Ich ziehe mein Hemd nicht eher aus, als bis Ostende erobert worden ist!“

Die Belagerung von Ostende dauerte aber noch ganze drei Jahre.

Und Isabella, eine sehr fromme Dame, mußte doch natürlich ihren Schwur halten.

Also behielt sie ihr Hemd ganze drei Jahre lang an.

Und seitdem nennt man Isabellenfarbe eine braungelbe Färbung.

Diese Sache ist historisch!—

Daß wir einige Tage in Para liegen blieben, das war von vornherein ausgemacht worden. Das waren wir schon den Leuten schuldig. Sie waren zehn Wochen im Urwald gewesen, waren sogar schon fast vier Monate unterwegs, denn in Para hatten wir uns auf der Herfahrt gar nicht aufgehalten—na, und unsere Jungens waren doch keine Mönche, welche die drei bekannten Gelübde abgelegt hatten.

Nun, in Para brauchten sie auch unfreiwillig kein Mönchsleben zu führen. Para ist eine Stadt mit 70.000 Einwohnern und wie alle diese südamerikanischen Städte, mögen sie auch bis über die Ohren verschuldet sein, mit einem Komfort und Luxus ausgestattet, wovon manche europäische Residenzstadt nichts weiß.

Also unsere Jungens amüsierten sich.

Ja, sie sollten sich auch nach Herzenslust amüsieren.

Da war doch unsere Patronin nicht so.

Wenn einer um zehn Dollars Vorschuß hat, dann sagte sie, damit könne er sich in so einer großen Stadt doch unmöglich amüsieren—und gab ihm dreißig.

Doch sie betrug sich ganz anständig. Vor allen Dingen meine ich, daß die übliche Sauferei ganz fortfiel. Das hing eben alles mit unserem Sport zusammen, womit ich aber nicht noch einmal anfangen will.

Nur zwei Leute hauten einmal mächtig übern Strang.

Daß der eine von diesen beiden Oskar, der Segelmacher war, das war ja nicht weiter verwunderlich.

Daß aber der zweite von ihnen August der Starke hieß, das hätten wir nicht erwartet. Der ehemalige Bäckerjunge war sonst ein so solider Mann geworden, hielt sogar sein Geld zusammen, sparte für die Zukunft! Und hier in Para betrug er sich so—saumäßig, daß ihn die Polizei einsperren mußte! Aber freilich war Oskar der Verführer gewesen, das mag als Entschuldigung gelten.

Ich will die Geschichte erzählen, als ob ich dabei gewesen wäre.

Am Abend des zweiten Tages gehen bis auf die unumgänglich notwendige Wache alle Mann an Land.

Nach und nach verlieren sie sich in der weitläufig gebauten Stadt, Oskar und August bleiben zusammen, wenn sie auch keine intimere Freundschaft geschlossen hatten. Kameradschaft selbstverständlich. Oskar hat sich drei Monate Heuer auszahlen lassen, hat also rund hundert Dollars in der Tasche, der Bootsmann trägt sein ganzes Ersparnes in verschiedenem Papiergeld bei sich, wieviel weiß ich nicht. Dem brennt aber das Geld nicht so furchtbar in der Tasche, wie dem Segelmacher aus Köln.

„Na, Bootsens, was machen wir denn nun? Halt, dort stehen Reitesel! Reiten wir einmal!“

„Ach, was soll ich reiten! Mich trägt doch nicht so ein Tierchen.“

Aber Oskar geht hin, August begleitet ihn.

Die Esel sind aber gar nicht zu vermieten, sondern nur zu verkaufen.

„Was kostet der hier?“

„Zehn Dollars.“

Schön, Oskar greift in die Tasche und wirft dem Mann zehn Dollars an den Kopf, das Eselchen gehört also ihm.

„Nun kauft euch nur auch einen, Bootsens.“

„Dummes Zeug! Der hat doch überhaupt gar keinen Sattel und keinen Zügel.“

„Hat er nicht? Nee, faktisch, nur einen Strick um den Hals! Also, Bootsens, dann lassen wir die Esel auf uns reiten, nehmen sie auf den Rücken, was?!“

August will nicht mitmachen, und Oskar bekommt den seinen nicht auf den Rücken oder kann ihn nicht tragen, was doch nicht so einfach ist.

„Das könnt Ihr auch nicht, Bootsens.“

„Was, ich könnte nicht so ein Eselchen tragen?“ fällt August richtig sofort darauf ein, nimmt den Esel auf den Rücken und schreitet davon.

[*Passage unleserlich*]

Nun es aber einmal so weit ist, der Esel also als voller Gast gelten soll, wird er auch auf das Sofa gesetzt, hüben und drüben setzen sich Oskar und August, halten ihn unter den Vorderbeinen fest, brauchen sich aber gar nicht so anzustrengen, das Eselchen hält ganz still, frißt mit Wohlbehagen den vorgesetzten Kuchen und schleckert Schlagsahne.

„Hier, Bootsens, haltet ihn mal allein, ich habe eine Idee, komme gleich wieder.“

Oskar kommt denn auch schnell zurück, hat ein Damenkleid gekauft, ein hochelegantes Kostüm für fünfzehn Dollars und einen mächtigen Federhut, hat auch den Schleier nicht vergessen.

Also das Eselchen wird als Dame kostümiert. Die muß jetzt aber doch erst recht Torte und Schlagsahne bekommen. Und ihre beiden Kavaliere trinken eine Flasche Wein nach der anderen und probieren außerdem alle Liköre durch.

Illustration

Und jetzt ziehen die beiden weiter, immer aus einem Café ins andere, zwischen sich unter den Vorderbeinen oder vielmehr unter den Armen den als Dame kostümierten Esel.

Die ganze Straße brüllt und läuft mit, auch das gemiedenste Café füllt sich im Nu, alles will doch sehen, wie die beiden Rivalen auf dem Sofa mit der langgeschnäuzten Dame poussieren, wie sie ihr Torte ins Maul schieben und ihr Schlagsahne hineinhausen.

Zuletzt aber werden sie dieser Sache doch überdrüssig, sie versetzen ihre Dame. Wo sie den esel samt Kostüm und Hut eigentlich gelassen hatten, das wußten sie später gar nicht mehr.

An dieser Umwälzung in der Situation war besonders auch eine Unterhaltung und eine sehr nützliche Beschäftigung schuld, welche die beiden vornahmen.

In die kleine Kneipe waren zwei Maurer mit ihrem Handwerkszeug gekommen.

„Ich kann auch mäuern!“ sagt Oskar. „Ich bin einmal in Philadelphia ausgekniffen, da habe ich drei Wochen an Land gemäuert.“

„Und ich fünf Wochen in Adelaide!“ sagt August.

„Ach nee!! Ihr auch? Ich habe aber nicht etwa nur Steine getragen. Ich habe geputzt!“

„Geputzt? Ich habe auch geputzt!“

„Wände mit Kalk abgeputzt, meine ich.“

„Jawohl, ich auch.“

„Hört mal, Bootsens, Ihr wollt mich doch nicht etwa veralbern?“

„Nene, 's ist so, das ist eben ein merkwürdiges Zusammentreffen.“

„Na, das müßt Ihr mir doch erst einmal vormachen.“

„Sofort, wenn ich nur etwas hätte—“

„Die Kerls dort haben ja Kellen.“

„Ja, aber wo nehmen wir den Kalk her?“

„Kalk? Nu—nu—dort auf dem Büfett steht Kartoffelsalat—“

Jawohl, auf dem Büfett stand eine mächtige Schüssel mit frischgemachtem Kartoffelsalat, und kurz und gut, meine beiden Kerls, durch Wein und Likör schon in der richtigen Stimmung, nehmen die Maurerkellen und putzen in der Kneipe um die Wette mit Kartoffelsalat die Wände ab! Wer am schnellsten mit seiner Wand fertig ist.

Schön war das ja gerade nicht. Aber—ich hätte mit dabei sein mögen! Wie die beiden mit Kartoffelsalat die Wände abputzten!

Na, dem Kartoffelsalat war es ja auch ganz egal, und es wurde alles bezahlt.

Hiermit aber waren die beiden in dieser Kneipe noch nicht fertig.

Sie waren wieder in Unterhaltung gekommen. Übers Geschützexerzieren. August hatte bei der Matrosen-Artillerie gedient, Oskar bei der Matrosen-Division, und wenn auch bei beiden ganz gleich am Geschütz exeziert wird, so waren die zwei doch über das „Kanonen los!“ in Meinungsverschiedenheiten gekommen.

„Nein, das Geschütz wird erst ausgerannt!“

„Nein, erst werden die Tailen gespannt!“

„Aber, Junge—das ist doch so einfach, wenn ich Dir’s nur einmal vormachen könnte—wenn wir nur so was wie ein Geschütz hier hätten—“

Und suchend blickten sich die beiden um.

Jawohl, so etwas Ähnliches wie ein Geschütz war im Gastzimmer vorhanden.

Wenn auch nicht gerade zum Schießen bestimmt.

Ein Klavier! Ein Piano, auch Pianoforte genannt.

Und jetzt fingen die beiden an, mit dem Pianoforte „Kanonen los!“ zu machen, spannten es an Seilen, fuhrwerkten mit dem Klavier immer in der Gaststube hin und her!

Na, die Hauptsache war, daß sie durch diese praktische Demonstration ihre Meinungsverschiedenheit beseitigten. Sie hatten beide dasselbe gemeint, sich nur falsch ausgedrückt.

Ja, nun gerieten sie aber wieder über das Abreißen in Differenzen. Die Stellung, welche Nummer eins beim Abfeuern, beim Abreißen der Zündschnur, annimmt.

Oskar machte es vor, August machte es vor, aber etwas anders. Eine großartige Stellung, die man dabei einnehmen mußte! Bücken durfte man sich dabei nicht, wenn man visierte, sondern man mußte in die Kniebeuge gehen, aber nur mit dem rechten Beine, das linke streckte man weit, weit aus. Aber da jukken einem manchmal die Kniekehlen!

Diesmal wollten sich die beiden doch nicht so leicht einig werden.

Jetzt machte es wieder einmal August vor.

„Nein, so stellt sich Nummer eins hin!“

Und der Fleischkoloß nahm die entsprechende Stellung ein, rechts tief in die Kniebeuge, das linke Wurstbein weit von sich gestreckt, und jetzt griff er über die Reißleine.

„Feuer!!“

Pa dauz! ging es da, und aus dem Klavier schlug eine mächtige Feuergarbe hervor, der Deckel klatschte oben gegen die Decke, und dann war alles in Pulverqualm gehüllt!

Oskar war nämlich einmal draußen gewesen, war schnell über die Straße zu einem Waffenhändler gelaufen—in jenen Gegenden hat alles bis Mitternacht auf—hatte ein Pfund Schießpulver gekauft und eine Zündpille zum Abreißen, hatte das heimlich ins Klavier praktiziert und alles arrangiert.

August denkt, er hat eine gewöhnliche Leine in der Hand, reißt vorschriftsmäßig ab—da explodiert dort drin in dem Klavier das Pfund Pulver, der ganze Oberteil des Pianofortes kracht gegen die Decke!

Als ich das dann später von meinem Augenzeugen habe erzählen hören—habe ich mich gekugelt!

Ein norwegischer Steuermann war dabei gewesen, ein ganz phlegmatischer Mensch—aber auch der konnte vor Lachen kaum erzählen.

Besonderswie der dicke August dastand, in der vorschriftsmäßigen Stellung, wie der abriß, wie das harmlose Klavier plötzlich schoß, wie August das Maul aufsperrte und zur Decke blickte, und dann wieder auf das schießende Klavier.

Es war ja freilich ein derber Spaß gewesen!

Aber von Matrosen kann man doch auch keine zarten Pfänderspiele verlangen.

Und die Hauptsache war, daß alles gut abgelaufen. Das hatte Oskar überhaupt schon gewußt, daß gar nicht viel passieren konnte. Das einfache Jagdpulver konnte nur nach oben explodieren, den Klavierdeckel heraushauen, ihn nach oben schleudern, weiter nichts.

Als Konzertinstrument war das Klavier freilich nicht mehr zu gebrauchen, wenn es auch noch Töne von sich gab, wie Oskar sofort durch Spielen des Des-sauer mit anschließendem Walzer konstatierte.

„Herlich, herrlich! Na endlich habe ich einmal ein Klavier gefunden, das mich befriedigt! Herr Wirt, was kostet dieses entzückende Instrument?“

Sechzig Dollars wurden dafür verlangt.

Aber die wollte Oskar nicht bezahlen.

Einfach deshalb nicht, weil er die gar nicht mehr hatte.

Aber da griff schon August in die Tasche.

„Das Klavier mußt Du überhaupt bezahlen!“ wurde Oskar jetzt auch noch unverschämt. „Ich habe doch gar nicht geschossen, Du hast doch abgefeuert!“

Na, August bezahlte doch überhaupt mit Vergnügen. Bei dem wurde das Geld jetzt doch auch immer lockerer in der Tasche.

Jetzt aber gehörte das Klavier natürlich ihnen. Sie nagelten und banden es wieder zusammen, durch das Binden kamen sie auf Bandagen, sie machten dem kranken Klavier mit nassen Bettüchern Umschläge, legten Eiskompressen auf, gaben auch innerlich verschiedene Einflößungen.

Zuletzt nahm August das kranke Kanonenklavier auf den Rücken, das heißt nur, um weiter aus einer Kneipe in die andere zu ziehen und musikalische und ärztliche Vorstellungen zu geben, wozu dann auch noch eine Klistierspritze kam, durch deren eifrige Benutzung das Instrument ja nicht eben wohltönder wurde; denn so krank es auch sein mochte, erhalten mußte es unter Oskars Fäusten noch immer tüchtig. Es war auch schnell eine Einrichtung ersonnen worden, daß Oskar auch unterwegs spielen konnte, während August es auf dem Rücken trug.

So zogen die beiden armen fahrenden Musikanten mit ihrem im Sterben liegenden, auf dem letzten Loche pfeifenden Pianoforte noch stundenlang in dem nächtlichen Para herum, bis sie kein Restaurant und kein Cafe mehr offen fanden. Das heißt, sie mußten doch erst suchen, ob sie wirklich keines mehr offen fanden.

So kamen sie in das alte Viertel von Legut, wo bei den letzten Häusern und Hütten gleich der Urwald beginnt. Man kommt in Para aus den Straßen wahrscheinlich direkt in den Urwald.

Da sahen sie vor einem Tore eine rote Laterne brennen.

„Dort ist noch etwas offen!“ jauchzte August, und Oskar intonierte auf seinem Rücken eine Jubelouvertüre.

Das Tor ließ sich öffnen, sie kamen in einen Hof, sahen wieder vor einer Tür eine Laterne brennen, die in einen geräumigen Stall führte, und in dieser Stelle stand ein großer Elefant, mit einem Fuß angekettet.

Man hat schon öfters versucht, in den tropischen Gegenden Amerikas den Elefanten, besonders den indischen, als Arbeits- und Reittier einzuführen. Es ist gar keine schlechte Spekulation. Der Elefant leistet dasselbe wie zehn Pferde, seine Unterhaltung kostet dort ja gar nichts, er geht auch zur Fortpflanzung. Die faulen Südamerikaner haben das nur noch nicht energisch betrieben; nach jeder schlechten Erfahrung, die doch erst gemacht werden muß, geben sie den Versuch immer gleich wieder auf. Die Engländer haben in Australien das nützliche Kameel schon vollkommen eingeführt.

Ein Mensch war nicht zu sehen.

„Das ist ein Reitelefant,“ sagte August, „ich weiß, wie man so einen reitet. Du, Oskar, wollen wir mal einen Spazierritt machen?“

Na und ob Oskar wollte!

Also dem Elefanten, der sich alles willig gefallen ließ, die nur mit einem Karabinerhaken befestigte Kette abgenommen und ihn hinausgeführt, und an seiner Stelle—das war eigentlich der beste Witz dabei—wurde vor der Krippe das kranke Klavier hingestellt, die Kette um einen Fuß geschlungen.

Willig hob der Elefant das Bein, um die Reiter aufsteigen zu lassen. August, der auch einen regelrechten Hakenstock gefunden hatte, als erster hinauf, der übernahm die Leitung, hinter ihm saß Oskar, und hinaus ging es.

Als zehn Minuten später der neue Tag aufflammte, befanden sich die Elefantenreiter schon auf der Landstraße nach Tahira, mitten im Urwald.

Aber die beiden, die dem Alkohol ja tüchtig zugesprochen hatten, zuletzt auch dem höllischen Absynth, waren auf dem Rücken des Elefanten bereits eingeschlafen.

Mit einem Male bekam August einen Stoß gegen den Bauch, er klammerte sich an etwas fest, ebenso aber klammerte sich auch etwas auf seinem Rücken fest.

Wie die beiden wieder zur Besinnung kamen, sahen sie dort schon in einiger Entfernung den Elefanten traben, August klebte an einem Baumast, der sich über den Weg reckte, er war von dem Elefanten abgestrichen worden, und auf seinem Rücken klammerte sich Oskar fest, drei Meter über dem Erdboden.

So klebten die beiden dort oben noch wie die Laubfrösche im Wonnemonat zusammen, als sie hinter sich Menschen schreien hörten. Polizisten und andere Männer kamen angerannt.

Die einen fingen den Elefanten wieder ein, die anderen hatten es auf die beiden dort oben abgesehen, die sich jetzt auf dem Aste häuslich einrichteten.

„Herunter da mit euch!“

„Nee. Weshalb denn? Uns gefällt es hier oben ganz gut.“

„Ihr habt den Elefanten gestohlen!“

„Paß up, wenn Du das noch einmal sagst, fall ich Dir auf den Kopf, und Du bist eine tote Leiche! Wir den Elefanten gestohlen? Wir haben doch unser kostbares Klavier dafür angebunden.“

Aber der Humor hielt nicht lange an. Der höllische Absynth machte sich erst jetzt richtig bemerkbar. Oskar wollte nur schlafen, nichts weiter, und August bekam einen moralischen Jammer.

„Wenn ich mich gegen das Gesetz vergangen habe, so will ich auch dafür sühnen, ich verlange die volle Strenge der Gerechtigkeit.“

So deklamierte er, nachdem er sich schon ebenso wie Oskar hatte herabfallen lassen. Sie wurden zur Stadt zurückgeführt, auf beiden Seiten Polizisten.

Viel anhaben konnte man ihnen ja nicht—jetzt nicht! Das heißt, so ohne weiteres durften diese Matrosen, deren Schiff unter einer fremden Flagge im Hafen lag, nicht eingesperrt werden. Dazu mußte erst ein Verhaftungsbefehl vorliegen, oder sie hätten sinnlos betrunken sein oder sich obstinat benehmen müssen; sonst, wenn sie sich legitimierten, konnten sie nur an Bord des Schiffes gebracht werden, das Weitere erfolgte dann später. Und wenn das Schiff den Hafen verließ, konnte nur der Staatsanwalt sie zurückbehalten.

Die Sache war aber eben die, daß Oskar bereits im Gehen schlief, und daß August, in seinem moralischen Jammer überhaupt gar nicht richtig bei Besinnung, durchaus ins Gefängnis wollte, um seine „Schuld zu sühnen“.

Gut, seinen Willen konnte er haben. Die beiden kamen in das alte Gefängnis von Legut, eine elende, einstöckige Baracke, als Arresthaus dienend. Es ist übrigens gar nicht weit vom eigentlichen Hafen von Para entfernt, wir konnten die Baracke von unserem Schiffe aus sehen.

Die beiden wurden isoliert, jeder kam in eine Zelle im unteren Stockwerk, auch August fiel auf der Pritsche jetzt sofort in tiefen Schlaf. Daß die beiden jetzt nicht vernommen werden konnten, das hatte man ihnen doch gleich angemerkt, und überhaupt wußte man ja auf der Polizei schon alles, was die beiden Kerls während der ganzen Nacht für Unfug getrieben hatten, aber schließlich doch ganz harmlos, die Polizei hatte nicht einzuschreiten brauchen. Schon ging zu unserem Schiffe eine Meldung ab.

Man kann nicht eben sagen, daß sich unser zweiter Bootsmann am Schlusse besonders heldenhaft benommen hatte. Das sollte aber anders werden, sobald er aus seinem todesähnlichen Schlafe erwachte.

Das geschah bereits nach einer Stunde, als wir eben erst die Meldung bekommen hatten.

Erstaunt blickte er sich in der Zelle um. Wo er sich befand, das mußte er doch gleich erkennen.

„Wuoat?! Eingesperrt hat man mich? Ohne meine Erlaubnis?! Mich, August den Starken, Bootsmann von der ARGOS?! I drrr Deiwel noch einmal—“

Und August nahm einen Anlauf gegen die Tür, brach durch die Tür, brach mit demselben Anlauf gleich noch durch eine zweite Tür—und da befand er sich auch schon im Freien. Allerdings erst in einem ummauerten Hofe. Aber gerade war das Tor geöffnet, um einen Wagen durchzulassen, und August sah unser, sah sein Schiff liegen.

Aber da spazierte im Hofe auch eine Schildwache herum, ein Soldat mit Gewehr, der wußte doch gleich, was passiert war, es wurde doch auch schon geschrien—also der sprang mit gefälltem Gewehr, Bajonett aufgepflanzt, auf den Flüchtling zu.

Aber bei unserem August kam er da gerade an den Unrechten. Der nahm den brasilianischen Soldaten samt Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett ganz einfach unterm Arm und setzte seinen Weg fort, freilich im Laufschrift, rannte durch das Tor und zum Hafen, auf sein Schiff zu.

Illustration

Wir hatten den polizeilichen Bericht unterdessen schon bekommen, ich wollte mich gerade auf den Weg machen, um die beiden Vagabunden erst einmal wieder auf freien Fuß zu bringen—kommt da unser August angerannt, die brasilianische Schildwache in voller Waffenausrüstung unterm Arm!

Nun war die Sache ja erst gut!

Na, vor allen Dingen bekam der Soldat, der noch gar nicht recht wußte, was mit ihm eigentlich los war, ein opulentes Frühstück vorgesetzt, dann ließ ich mir von August berichten; er könne die Polizeimeldung nur bestätigen, daß bis auf die Entführung des Elefanten sonst gar nichts weiter vorgekommen war, und ich machte mich sofort auf den Weg zur Polizeizentrale, um dort erst einmal den höchsten Polizeigewaltigen zu sprechen, um dort auch die Adresse des Elefantenbesitzers zu erfahren, damit dieser womöglich keine Meldung machte.

Der Polizeihauptmann, der gerade Dienst hatte, war ein höchst netter Mensch, und ein ebenso netter Mensch, konnte er mir versichern, sei der Elefantenbesitzer, ein Inder, ein reicher Kaufmann, der sich in Para als Kautschukhändler niedergelassen hatte.

„Sie werden sich mit diesem Herrn schon auseinandersetzen können, und dann ist alles in Ordnung. Der Bootsmann hat die Tat ganz einfach im Traumzustand begangen. Wenn der Inder nur keine Meldung macht. Fragen Sie doch gleich telephonisch an, ob er schon zu sprechen ist.“

Ich wurde mit ihm verbunden, der Inder selbst kam ans Telephon, ich stellte mich als Kargo-Kapitän der ARGOS vor, ob ich ihm meine Aufwartung machen dürfe.

„In welcher Angelegenheit, wenn ich fragen darf?“

„Ihnen ist heute früh von zweien unserer Leute ein Reitelefant entführt worden—“

Ich brauchte nicht weiter zu sprechen, er wußte schon alles. Und dann kam der echte buddhistische Inder zum Vorschein, dem Toleranz und immergewährte Verzeihung die höchste Tugend ist, durch welche Sanftmut diese jetzt scheinbar so geknechteten Inder noch einmal das ganze Erdreich besitzen werden.

„O nein, ich habe noch keine Meldung gemacht und werde es auch nicht tun. Es ist ja überhaupt ganz meine Schuld, weil ich Wächter angestellt hatte, von deren Zuverlässigkeit ich mich vorher nicht genügend überzeugt habe. Es ist alles in Ordnung. Bitte sehr!“

Mehr konnte man wahrhaftig nicht verlangen! Ich will gleich im voraus erwähnen, daß auch der Fall mit der entführten Schildwache einfach mit dem Mantel der christlichen Liebe zugedeckt wurde. Wie waren ja auch in Brasilien, wo noch eine ganz andere als eine portugiesische Wirtschaft herrscht, und diese Beamten wußten doch, wen sie vor sich hatten, und unsere Patronin ließ sich da doch nicht lumpen, die griff dann noch tief in den Beutel, um der ganzen Polizei von Para und einer Abteilung Soldaten einen Festtag zu machen.

So waren die beiden Vagabunden noch mit einem blauen Auge oder sogar gänzlich unbeschädigt aus dieser Affäre herausgekommen.

Eine Stunde später erschien auch Oskar an Bord, so lange hatte man gebraucht, um ihn wach zu bekommen, und er legte sich gleich wieder schlafen, mit dem besten Gewissen der Welt.

Nicht so einfach faßte August die Sache auf, auch nicht, als wir schon im Vertrauen den Bescheid erhalten hatten, daß absolut nichts nachkommen würde..

Während er mit verdoppeltem Eifer seiner Arbeit nachging, machte er nicht gerade ein niedergeschlagenes Gesicht—das hätte einem Bootsmann doch gar nicht gestanden—aber doch ein recht finsternes, und es war auch schon auffallend, wie furchtbar er beim Deckwaschen mit der Mannschaft herumwürgte—und dann beobachtete ich ihn auch noch durch die offene Tür, wie er sich in seiner Kammer rasierte.

Er stand vor dem Spiegel, betrachtete sein Gesicht, das ihm grimmig entgegenblickte, und dann erscholl in seiner Kehle ein unbeschreiblicher Ton, kräftig spuckte er in den Spiegel, also in sein eigenes Antlitz.

„Sauhacksch!!“

Mehr sah und hörte ich nicht, ich machte schnell, daß ich weiter kam.

Ebenso dachte auch Klothilde über die beiden Übeltäter, sagte es ihnen dann auch—freilich mit einem Nachsatze.

„Kinders, Kinders,“ sagte sie kopfschüttelnd, „geniert ihr Euch denn nur gar nicht, Euch so in einem fremden Hafen zu betragen?! Das ist doch skandalös! Ich wollte ja gar nichts dagegen sagen, wenn Ihr mich wenigstens mitgenommen hättet, da hätte ich euch noch was ganz anderes vorgemacht—“

Na, Klothilde sollte uns auch noch genug vormachen!

Hinzufügen will ich noch, daß der Inder uns dann auch noch das bandagierete Klavier zuschickte. Wir machten einen Karnickelstall daraus, wegen der Anakonda, die doch immer ab und zu einiger lebendigen Nahrung bedurfte.

∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞

Am anderen Morgen stellte uns Kapitän Martin einen ihm gut bekannten Diamantenhändler vor.

Man muß in Brasilien einfach deshalb sehr vorsichtig mit Diamanten sein, weil die ganze Diamantensucherei, und was damit zusammenhängt, ein Regal der Regierung ist, man hat eigentlich gar nicht das Recht, einen besitzlosen Diamanten, den man findet, aufzuheben, man muß den Fund anzeigen, erhält nur eine Prämie. Man muß sich eigentlich über den rechtmäßigen Erwerb auch des kleinsten Diamanten am Fingerringe ausweisen können, und so kann man sich denken, in was für Verlegenheiten man wegen solch eines Monstrums kommen kann.

Auf die Verschiegenheit des Mynherrn von Hoolen durften wir uns verlassen, so hatte uns Kapitän Martin versichert, ehe er ihn an Bord brachte und die Patronin ihren Schatz aus dem Panzerschrank hervorholte.

Der alte Holländer verzog keine Miene in seinem gelben Ledergesicht, als er das funkelnde Taubenei mit dem breiten Goldring nahm und es von allen Seiten betrachtete. Auch er hielt den Diamanten an die Zunge, dann aufmerksam die befeuchtete Stelle besehend.

„Ja,“ sagte er dann, „ein phönizischer Diamant, wie ich ihn von solcher Größe und solcher Schönheit noch nie gesehen habe.“

Wir atmeten erleichtert auf, wenn so etwas dieser alte, gewiefte Diamantenhändler sagte, dann war es ja gut!

„Ein phönizischer Diamant?“ wiederholten wir dann natürlich erst.

„Ein phönizischer Diamant!“ bestätigte jener. „Ist er Ihnen feil, Frau Patronin?“

„Was ist er wohl wert?“ flüsterte die ganz erregt.

„Nun, fünfhundert Dollars würde ich Ihnen sofort zahlen.“

Natürlich glaubten wir nicht recht gehört zu haben.

„Fünf—hundert—Dollars?!“

„Fünfhundert Dollars. Das ist aber schon ein Liebhaberpreis. Mehr zahlt Ihnen kein anderer Mensch für das Ding. Ich kenne einen Herrn, der phönizische Diamanten aus Liebhaberei sammelt. Ich glaube, daß ich bei dem noch ein kleines Geschäft damit machen werde, sonst zahlt Ihnen niemand fünfhundert Dollars dafür.“

Jetzt mußten wir wohl unseren Ohren trauen, aber man kann sich denken, wie wir aus allen Wolken gefallen waren.

„Ja—um Himmels willen—ein phönizischer Diamant—was ist denn das nur?!“

„Das wissen Sie nicht? Ja. Sie sind selten, das stimmt, können wohl gar nicht mehr gemacht werden, das Geheimnis der Herstellung scheint auch in Indien verloren gegangen zu sein, aber es ist und bleibt doch nichts weiter als wertloses Glas—“

„Glas?! Dieser Diamant schneidet aber doch selbst das stärkste Glas wie Butter?!“

„Stimmt. Das ist eben das Geheimnis der Herstellung dieses Glases. In Indien weiß man oder wußte man dem Glasflusse einen besonderen Zusatz zu geben, der das Glas dann so diamanthart machte. weil die Phönizier doch das Glas erfunden haben sollen, hat man diese Imitationen phönizische Diamanten genannt. es ist noch nicht gelungen, das Geheimnis zu ergründen. Wertvoll sind ja diese Dinger, das stimmt. Fünfhundert Dollars sind aber auch ein recht hoher Preis für so eine Glasimitation. Sie haben dieses Ding für einen echten Diamanten gehalten? Haben Sie denn nicht gleich die Wasserprobe gemacht?“

„Wasserprobe?“

Der Holländer verlangte eine Schüssel mit Wasser, nahm aus einem Lederbeutelchen einen erbsengroßen Diamanten und warf ihn hinein.

„Das ist ein Diamant. Der bleibt auch unter Wasser ein Diamant, wenn er natürlich auch nicht das gleiche Feuerwerk hat. Ich nehme ihn heraus—sofort brilliert er wieder, ich brauche ihn nicht erst abzutrocknen. Jetzt lege ich den Phönizier ins Wasser—“

Da war er eine glanzlose Glaskugel mit abgeschliffenen Flächen! Und diese Glanzlosigkeit blieb auch nach dem Herausnehmen, die Flächen mußten sorgfältig abgerieben werden, ehe das Funkeln wieder begann.

Wie uns zumute war, läßt sich denken, nicht beschreiben.

„Ich versichere Ihnen auf Ehrenwort, daß fünfhundert Dollars der höchste Preis ist, den ich zahlen kann. Überhaupt ist mir gar nicht so viel daran gelegen, das Ding zu kaufen, es ist ein großes Risiko, vielleicht werde ich es nicht für denselben Preis wieder los.“

„Aber erlauben Sie,“ nahm ich das Wort, „da ist doch schon der breite, dicke Goldreif, eine ganze Platte, dieses Gold muß doch schon allein—“

„Gold? Das ist kein Gold.“

„Was?!“

„Das merke ich sofort an der Schwere. Das habe ich überhaupt gleich in den Fingerspitzen. Das ist—erlauben Sie einmal, daß ich etwas mit dem Federmesser ritze?“

Er tat es.

„Natürlich—das ist nur eine Bleischeibe—ganz schwach vergoldet.“ Jawohl, das Vergolden des Bleis, das ist auch so etwas Indisches.

Mynherr van Hoolen war gegangen, ohne sein Angebot erneuert zu haben.

Wir drei blickten uns noch immer an.

„Da schlägt's aber dreizehn,“ sagte Kapitän Martin endlich, „so ein spanischer Schuft!“

Da Kapitän Martin dies gesagt hatte, brauchten wir beiden anderen, die Patronin und ich, kein Wort mehr hinzuzufügen; wenn wir klug waren.

Ja, was sollten wir denn tun? Diesen Spaniolen nun etwa suchen? Unsere Ansprüche auf die Chinarinde jetzt noch geltend machen?

Bah, es hatte gar keinen Zweck, über so etwas noch zu sprechen. Wir hatten sieben herrliche Wochen auf der sandbank im brasilianischen Urwald verlebt, hiermit konnten wir zufrieden sein, diese Fahrt war also doch nicht so ganz zwecklos gewesen.

Helene tat das Klügste, was jemand jetzt tun konnte—indem sie nämlich in ein herzliches Lachen ausbrach, an dem auch nicht etwa was Erkünsteltes war.

„Hahahaha, das ist ja köstlich, hat uns dieser spanische Prospektador mit einem Glasdiamanten angeschmiert! Nein, den verkaufe ich jetzt auch nicht mehr für tausend oder zehntausend Dollars, der soll mir eine liebe Erinnerung sein!“

